

„Durchlauchtigste Frau, gebt Urlaub mir,
Mein Antlitz bringt Schrecken und Grauen —“
Die Herzogin lacht: „Ich fürchte mich nicht,
Ich will dein Antlitz schauen.“

„Durchlauchtigste Frau, gebt Urlaub mir,
Der Nacht und dem Tod gehö'r ich —“
Die Herzogin lacht: „Ich lasse dich nicht,
Dein Antlitz zu schauen begeh'r ich.“

Wohl sträubt sich der Mann mit finsterem Wort,
Das Weib nicht zähmen kunnt' er;
Sie riß zulezt ihm mit Gewalt
Die Maske vom Antlitz herunter.

Das ist der Scharfrichter von Bergen! so schreit
Entsetzt die Menge im Saale
Und weicht scheusam — die Herzogin
Stürzt fort zu ihrem Gemahle.

Der Herzog ist klug, er tilgte die Schmach
Der Gattin auf der Stelle.
Er zog sein blankes Schwert und sprach:
„Knie' vor mir nieder, Geselle!“

Mit diesem Schwertschlag mach' ich dich
Jetzt ehrlich und ritterzünftig,
Und weil du ein Schelm, so nenne dich
Herr Schelm von Bergen künftig.“

So ward der Hentke ein Edelmann
Und Ahnherr der Schenke von Bergen.
Ein stolzes Geschlecht! Es blühte am Rhein.
Jetzt schläft es in steinernen Särgen.

Sagen aus dem Nordwestjessart

Die folgenden vier Sagen aus der Gegend von Bad Drö sind im neuen Babehaus als Fresken durch Reinhold Schön aus Frankfurt a. M. an die Wand gemalt; er zeigt sich darin als eine reichbegnadete Künstlernatur. Vom Standpunkt der Sagenforschung aus betrachtet ist die erste Sage eine willkommene Ergänzung zu den von uns im Heft 1 dieses Jahrgangs veröffentlichten Wotanagen; auch hier ist der „Wilbe Jäger“ auf die Linie des Gottseibeius herabgesunken. Die zweite und dritte Sage ist „ätiologisch“, d. h. sie suchen den Ursprung (aitia) der Namen Fuchstein und Madstein durch eine Geschichte zu erklären; dabei schöpft die zweite Sage aus dem noch lange in der Volkserinnerung nachlebenden wüsten Treiben der abgedankten Söldner nach dem dreißigjährigen Kriege, die dritte gehört in die große Reihe jener Volksagen, in denen durch wunderbare Errettung bedrängter oder verurteilter Unschuld dem Gerechtigkeitsempfinden des Volkes Genüge geschieht. Die vierte ist besonders beachtenswert deshalb, weil hier die „Drei Jungfrauen“ (die Schicksalsgöttinnen, sonst auch die „Drei fränkischen Prinzessinnen“ genannt) als Hüterinnen unterirdischer Schätze erscheinen. Der Wortlaut der Sagen ist, mit einigen Kürzungen und Aenderungen, dem Führer „Neues Babehaus Bad Drö“ entnommen. Der Herausg.

1. Der wilbe Jäger

Der wilbe Jäger des Speessarts hat über gute und ehrliche Menschen keine Gewalt. Aber dem, der Böses sinnt, droht seine Strafe. Wenn er auf wüden Herbst- oder Frühlingsstürmen dahinbraust, entgeht ihm der Holzdieb, der Wilddieb nicht. Mit gebrochenen Gliedmaßen findet man den Frevler im Walde, der wilbe Jäger hat ihn geschlagen.

Aber der wilde Jäger erscheint in der Sage auch als der Helfer des Bösen. Wildschützen, die Freikugeln gießen wollen, wenden sich an ihn. Sein Zauberspruch gibt den Kugeln die Eigenschaft, ihr Ziel nie zu verfehlen. Ein solcher Wildschütz, dessen Freikugeln manchen edlen Hirsch erlegten, hatte mit dem Teufel einen Pakt geschlossen. Da kam das Jahr 1635 und brachte die Pest nach Orb, nachdem im Jahre zuvor die Schweden die Stadt geplündert hatten. So grauig war das Wüten dieser Seuche in den Gassen, daß die Stadt bis auf 10 Familien ausstarb. Die Leichen konnten nicht mehr auf dem Friedhof begraben werden, man beerdigte sie außerhalb der Stadt auf einem Felde, das bis heute noch den Namen „Pestacker“ führt.

Auch der Wildschütz wurde von der Pest befallen. Seine Verwandten überredeten ihn, den Geistlichen der Stadt rufen zu lassen. Als dieser kam, fand er den Wildschützen in seiner Kammer erhängt. Die letzten Bürger von Orb, die täglich zusammen kamen, um die Leichen zu bestatten, trugen auch die des Wildschützen zum Pestacker. Aber unterwegs schlugen auf einmal Flammen aus dem Sarge hervor; der Teufel machte seine Rechte geltend. Die Träger ließen entsetzt den Leichnam fallen. Sie fanden später den Sarg völlig verbrannt. Darauf senkte man die Gebeine des Wildschützen in die Erde, aber am nächsten Morgen lagen sie wieder unbedeckt auf dem Acker und blieben dort liegen bis zur endgültigen Verwesung.

2. Der Fuchsstein

Der Westfälische Friede hatte dem dreißigjährigen Kriege ein Ende gesetzt, aber noch immer waren die Nachwehen des Krieges zu spüren. Scharen abgedankter Söldner zogen brandschatzend durch das Land. Sie hatten keine rechtschaffene Arbeit gelernt; und jene, die von ihrer Berufsarbeit dem Werber zur Fahne folgten, waren ihrem Beruf entfremdet. So übten sie ihr blutiges Handwerk auch ohne Befehl auf eigene Rechnung und Gefahr weiterhin aus.

Eine solche Räuberbande trieb sich noch im Jahre 1665 in den Gegenden des Speffart, besonders im Sinn- und Joßgrund, herum.

Einer der Berwegensten in dieser Bande war der „Peter von Orb“. Er raubte und mordete mit einer Kaltblütigkeit, die ihm unter seinesgleichen Achtung und Ansehen einbrachte, ihn aber zum Schrecken der heimgesuchten Gegend machte. Endlich erreichte auch ihn der Arm der Gerechtigkeit. Er ward überfallen, nach verzweifelter Gegenwehr überwältigt und in den sicheren Kerker gebracht.

Auf dem Mollenberg, nahe bei Orb, steht ein Aussichtsturm, der sich auf der Ruine eines Jahrhunderte alten Turmes erhebt. In diesen Turm sperrte man den berüchtigten Peter. Einen qualvollen Tod vor Augen, packte ihn langsam die Verzweiflung, und um seinem Leben ein Ende zu machen, ramte er mit dem Kopf gegen die dicke Mauer. Betäubt sank er zu Boden. Als er wieder zu sich kam, hörte er in der Erde unter sich ein Scharren und Krachen, und es dauerte nicht lange, da schaute der Kopf eines Fuchses aus dem Boden. Der Räuber hatte in seiner Wildschützenzeit einen jungen Fuchs gefangen und gezähmt, der ihm wie ein Hund überallhin folgte. Der hatte den Aufenthaltsort seines Herrn ausgemittelt und sich einen Weg zu ihm gebahnt. Dem Räuber war es nun

ein leichtes, den Fuchsgang, der unter der Mauer herführte, zu erweitern und aus dem Turm zu entkommen.

Er wurde zwar später noch einmal gestellt, aber die Verfolger waren nicht mächtig genug, ihn zu überwältigen. Von der Zeit an blieb er verschollen. Den Fuchs jedoch schlug man nieder; er wurde in die Öffnung verscharrt, die er seinem Herrn gegraben hatte. Dann legte man einen schweren Stein darauf, der heute noch der „Fuchsstein“ heißt.

3. Der Madstein

Lange vor der Schwedenzeit lebte in Orb bei dem wegen seiner Frömmigkeit angesehenen Bürger und Kirchenpfleger Hans Niemer die ebenso schöne wie tugendhafte Magd Broni, eine junge Waise. Hans Niemer, der schon bei Jahren und Witwer war, entbrannte in sündhafter Begier nach seiner schönen Magd und wollte sie zwingen, ihm zu willern zu sein. Sie wies ihn zurück. So wandelte sich seine Liebe in Haß, und er sann darauf, sie zu verderben.

Am einem Sonntagmorgen sah man das Standbild der Mutter Gottes in der Kirche seines kostbaren Schmuckes aus Gold und Silber beraubt. Man stellte fest, daß Broni als eine der letzten Kirchgängerinnen am Abend vorher vor dem Muttergottes-Standbild kniend gesehen worden war. Man untersuchte ihre Habseligkeiten und fand zu unterst in ihrer Truhe die fehlenden Schätze. Was half ihr alles Beteuern ihrer Unschuld, sie wurde in den Kerker gebracht und andern Tags vor Gericht gestellt. Der Kirchenpfleger Hans Niemer trat als Ankläger auf. Seine Anklage wog umso schwerer, als er der ehrbare und geachtete Bürger und gleichzeitig Bronis Dienstherr war. Die Richter fällten denn auch das übliche Urteil: auf Kirchenraub stand die Todesstrafe.

Hellauf schrie Broni, als sie das Urteil vernahm, dann sank sie vor dem Richtertisch jammernd zu Boden und beteuerte ihre Unschuld. Gott und die Heiligen rief sie als Zeugen an und flehte, daß man das grausame Urteil umstoße. Die Richter aber ließen sich nicht erweichen, und einer sagte: „Ein Urteil, von ehrbaren, verständigen Männern wohlerrungen gefaßt, läßt sich nicht wenden wie eine Windsfahne auf dem Kirchturme. Das Urteil ist gefällt, und so wenig du jenen Stein von seiner Stelle zu rücken vermagst, so wenig wirst du eine Änderung des Urteils erwirken.“ Dabei zeigte er auf einen in der Nähe liegenden Stein von gewaltigen Ausmaßen, von dem erzählt wird, daß ihn zehn Pferde nicht von der Stelle brachten. Broni lag auf den Knien, und mit der Inbrunst einer unschuldigen, frommen Seele wandte sie ihre heißen Gebete an Maria, die Beschützerin der bedrängten Unschuld. Dann stand sie auf und schritt wie im Traume dem Steine zu. Und siehe, der Stein hob sich wie von unsichtbaren Händen getragen und senkte sich auf die ausgebreitete Schürze der Jungfrau. Deren Gesicht aber erglänzte von dem Strahl der Gnade, den Maria, die Jungfrau, aus den Höhen des Himmels über sie ergoß.

Wie eine Heilige wurde Broni in die Stadt zurückgeleitet. Der Kirchenpfleger aber gestand unter dem Eindruck dieses Wunders, daß er selber die Schätze aus der Kirche entwendet und in die Truhe seiner Magd gelegt habe. Ihn traf jetzt das Urteil, das die Richter zuvor über Broni gesprochen hatten. Der Stein ist noch heute zu sehen und heißt zum Gedächtnis der Madstein d. h. Magdstein.

4. Der Beilstein

Nicht sehr weit von Orb, zwischen den Dörfern Billbach und Lettgenbrunn, liegt der Beilstein, eine steile Bergklippe von Basalt. Auf diesem Berge stand früher eine stattliche Burg. Es ist nicht bekannt, wer sie erbaute, und nicht, wann sie zerstört wurde. Kümmerliche Reste alten Gemäuers bezeichnen die Stätte, auf der sie sich erhob. Nach der Sage aber sollen im Innern des Berges ungeheuere Schätze von Gold und Silber verborgen sein.

Es kam einst ein junger Mann zur Morgenstunde am Beilstein vorbei. Dort sah er eine wunderschöne Blume, er brach sie ab und schritt weiter. Da gewahrte er ein hohes Thor, das in das Innere des Beilstein führte, und neugierig schritt er hindurch. Drei Jungfrauen von überirdischer Schönheit empfingen ihn freundlich winkend. Er folgte ihnen durch eine lange Reihe von Hallen und Gemächern, die von einem wundersamen Lichte erleuchtet wurden. Da lagen in den Räumen Mengen kostbarster Gegenstände, die in dem Lichte wunderbar glänzten und gleißten: Dinge aus gediegenem Silber, Geschmeide aus reinem Gold und Schmuck aus edelsten Steinen. Der Jüngling staunte über den ungeheuren Reichtum. Bald aber wünschte er einiges davon zu besitzen, und je mehr er die Schätze betrachtete, desto heftiger ward der Wunsch. Schließlich übermannte ihn das Verlangen, — und mit eiliger Eile raffte er zusammen, soviel er schleppen konnte und eilte dem Ausgange zu. Die Blume, die ihm Schlüssel zu diesen Schätzen gewesen war, hatte er achtlos beiseite geworfen. Die Jungfrauen hatten schweigend und mit betäubten Mienen zugeschaut. Eine von ihnen rief ihm jetzt zu: „Vergiß das Beste nicht.“ Er aber achtete ihrer und der fortgeworfenen Wunderblume nicht. Da rollte ein langer und schwerer Donner durch den Berg, Decken und Wände schwankten und drohten zusammenzubrechen. Schneller rannte der Jüngling dem Ausgange zu, der sich nur noch weiter von ihm zu entfernen schien. In seiner Angst warf er ein Stück der Schätze um das andere fort, und als er das letzte weggeworfen hatte, erschütterte ein gewaltiger neuer Donnerschlag den Berg. Der Jüngling war gerade am Tore angekommen, und mit einem weiten Sprunge, den die Angst ihm eingab, erreichte er das Freie. Ein herabstürzender Felsblock jedoch schlug ihm eine Ferse ab. Der Berg sah nun wieder aus wie vordem, als ihn noch keine Wunderblume erschlossen hatte. Die Wunderblume aber blüht nicht mehr, und so muß der Berg mit seinen Schätzen auf ewig verschlossen bleiben.

Gelnhausen¹⁾

Von R. Engelhard

Als er im Säulengang vom Gotteshaus
Hinüberschritt zum hohen Rittersaale,
Sah er des Burgvogts blondes Töchterlein,
Schön-Gela sah er da zum zweiten Male . . .

Und wieder steht er vor ihr wie gebannt,
Jung-Friedrich, Waiblingen von Hohenstaufen.
Sie fühlt sein Auge, blendend wie das Blau
Des Himmels — und will schnell vorüberlaufen.

¹⁾ Das Gedicht gibt die volkstümliche Gründungssage von Gelnhausen wieder. In Wirklichkeit liegt dem Namen wohl der Stamm gell (stolz, üppig) als Bestimmungswort zu -husen oder als Personennamen zugrunde. (Vgl. Gallenreuth, Gallingen usw.)